



„Herr, wohin
sollen wir gehen?“

Bericht des Landesbischofs
Heinrich Bedford-Strohm
bei der Landessynode der
Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern
Geiselwind
28. März 2022

Inhalt

| | | |
|------|--|----|
| 1 | Einleitung: Glaube in herausfordernder Zeit | 3 |
| 2 | Ukraine-Krieg | 4 |
| 2.1. | Leid in der Ukraine im Lichte von Kreuz und Auferstehung | 4 |
| 2.2. | Konsequenzen für die Friedensethik | 6 |
| 2.3. | Was gibt in dunklen Zeiten Zuversicht? | 8 |
| 3 | Die Zukunft der Kirche | 10 |
| 3.1. | Wohin sollen wir gehen (Joh 6,68)? Theologische Gedanken zur Kirche .. | 10 |
| 3.2. | Kirche im Jahr 2035 | 11 |
| 4. | Sexualisierte Gewalt | 14 |
| 5 | Klimagesetz | 15 |
| 6 | Schluss: „Du hast Worte des ewigen Lebens“ | 16 |

1. Einleitung: Glaube in herausfordernder Zeit

Liebe Präsidentin, liebe Schwestern und Brüder,

„Welche Kirche braucht es, damit Menschen gerne Christen werden und Christen bleiben?“ – So lautet der seit langer Zeit festgelegte Titel des Thementages auf dieser Synodentagung. Und nun ist diese für uns als Kirche so zentrale Frage in den letzten Wochen scheinbar immer mehr an den Rand gerückt. Schon die Pandemie hatte die meisten anderen Themen in den letzten beiden Jahren in Kirche und Öffentlichkeit zeitweise fast völlig verdrängt. Und jetzt ist es ähnlich: Die Menschen in unserem Land, in ganz Europa und an vielen anderen Orten weltweit sind so schockiert von dem, was in den letzten Wochen in der Ukraine passiert ist, dass es schwerfällt, an irgendetwas anderes zu denken. In meinen Gesprächen der letzten Wochen habe ich immer wieder gespürt, wie die Anteilnahme an dem schrecklichen Leid der Menschen in der Ukraine und die Angst vor der Ausbreitung des Krieges bis zur Möglichkeit eines Dritten Weltkrieges, womöglich unter Einsatz von Nuklearwaffen, sich wie eine dunkle Wolke aufs Gemüt legt und sich ein Ohnmachtsgefühl breitzumachen droht. All das ist nach den Belastungen der Pandemie, nach all der seelischen Inzidenz, die damit verbunden war, nur noch schwer mental zu bewältigen.

Denn auch die Pandemie beschäftigt uns ja weiter. Als Seelsorger höre ich von schwierigen Situationen in verschiedenen Kontexten, etwa in den Schulen, die noch mitten in der Pandemiebewältigung stehen und die jetzt zusätzlich die Integration der ankommenden Kinder aus der Ukraine gestalten müssen.

Oder in den Krankenhäusern und Altenpflegeheimen. Ich habe mich von unseren Seelsorger*innen dort in Zoom-Konferenzen auf dem Laufenden halten lassen. Bei einem Besuch im Klinikum Landshut habe ich mich von der hervorragenden Arbeit überzeugen können, die unsere Klinikseelsorger*innen in enger Kooperation mit den Klinikverantwortlichen machen. Ich höre aber immer wieder auch von unerträglichen Beschränkungen seelsorgerlicher Arbeit, etwa in dem Mail einer Klinikseelsorgerin von letzter Woche: Eine Frau liegt schwer erkrankt mit unklarer Diagnose in einem Klinikum. Ein Besuch der Seelsorgerin oder – noch wichtiger – des Ehemannes bei ihr ist nicht möglich. Egal mit welchem Test, egal für wie wenige Minuten. Beide leiden darunter sehr. Das Ehepaar bräuchte dringend einen persönlichen Kontakt in dieser extremen Situation. Verstehen kann die Seelsorgerin nach zwei Jahren Corona und den mit dem über das Virus gesammelten Wissen solche Besuchsverbote nicht. Und ich füge hinzu: Ich auch nicht! Ich appelliere dringend an alle Verantwortlichen solche menschlich nicht hinnehmbaren Situationen zu beenden!

Für uns als Kirche treffen die Belastungen durch die Pandemie und durch die Ereignisse in der Ukraine auf eine Situation, die uns ohnehin gegenwärtig viel abverlangt. Der Bedeutungsverlust der Kirchen in der westlichen, säkularen Welt wird durch einen massiven Glaubwürdigkeitsverlust angesichts der ans Licht kommenden Missbrauchsfälle noch verstärkt. Ausgelöst durch die notwendige Diskussion um sexualisierte Gewalt in der Kirche erleben wir eine Vertrauenskrise, die nicht nur die katholische Kirche trifft, sondern alle Kirchen, denn zu einen wird in der Öffentlichkeit wird oftmals nicht zwischen den Konfessionen unterschieden und zum anderen müssen natürlich auch wir uns den Missbrauchsfällen in unserer Kirche stellen. Die Kirchenaustrittszahlen sind nur ein Ausdruck dieser Vertrauenskrise. Und die Ursache dafür ist, wie wir durch eine Studie des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD

wissen, nicht auf einen bestimmten Anlass zu reduzieren, sondern auf einen langen Prozess der Entfremdung.¹

Es ist also klar, dass es gute Gründe für einen grundlegenden Umbau unserer Kirche gibt, der diese Diagnose ernst nimmt. Mit dem Prozess „Profil und Konzentration“ (PuK) sind wir schon mitten drin. Dieser Prozess ist mit vielen kreativen Aufbrüchen verbunden, aber eben auch mit schmerzhaften Abschieden.

Alledem hat sich diese Synode auch weiterhin zu stellen auf dieser – die Präsidentin hat es gesagt – ersten regulären Tagung mit physischer Präsenz. Gleichzeitig sind die inneren Findungsprozesse, die immer zu Beginn einer Synodenperiode anstehen, noch im Gange und binden Energie, zumal wir auch noch auf eine Bischofswahl zugehen.

Die Herausforderungen, denen wir uns auf dieser Synodentagung zu stellen haben werden, sind also groß. Aber die Kraft – davon bin ich überzeugt – wird mit der Hilfe Gottes noch größer sein.

Und das Thema „Welche Kirche braucht es, damit Menschen gerne Christen werden und Christen bleiben?“, das auf den ersten Blick für Manche nach Selbstbeschäftigung riechen mag, trifft in Wirklichkeit mitten in unsere gegenwärtige Weltsituation. Denn es stellt ja die Frage nach der Relevanz von Kirche in der gegenwärtigen Welt. Wenn diese Relevanz nicht in der gegenwärtigen Situation der Erschöpfung, der Verwundung, der Suche nach Kraftquellen zu erweisen ist, wo und wann dann? Also ist doch die gegenwärtige Situation geradezu der Testfall für die Beantwortung der Frage des Thementags: „Welche Kirche braucht es, damit Menschen gerne Christen werden und Christen bleiben?“

Ich will in meinem Bericht bei dieser Synodentagung die Fragen, die uns gegenwärtig bewegen, miteinander verknüpfen, indem ich zunächst auf den Krieg und die sich damit stellenden Fragen eingehe, dann nach einer Kirche der Zukunft frage, die Kraft und Orientierung gibt, und schließlich anhand der Themen sexualisierte Gewalt und Klimawandel, uns gegenwärtig besonders bewegen, exemplarisch Konsequenzen in den Blick nehme.

2. Ukraine-Krieg

2.1. Leid in der Ukraine im Lichte von Kreuz und Auferstehung

Wie eine dunkle Wolke legt sich das Unfassbare, was in der Ukraine gerade geschieht, auf unsere Seele. Mir sind die Tränen gekommen, als ich das Bild von der hochschwangeren Frau sah, die von Helfern auf einer Trage durch die Ruinen einer Geburtsklinik in Mariupol getragen wurde. Das Bild steht für die Sinnlosigkeit und Abgründigkeit dieses Krieges, ähnlich wie das Bild des zweijährigen Alan Kurdi, der leblos an den türkischen Strand gespült wurde, für das Leid der Flüchtlinge 2015 stand. Inzwischen ist bekannt: Weder die Mutter auf dem Bild aus Mariupol noch das Kind haben überlebt.

Für mich sind diese Bilder moderne Kreuzigungsbilder. Ich wüsste nicht, wie ich sie ohne meinen Glauben aushalten könnte. Gott ist mitten drin in diesem Krieg. Aber er drückt ganz bestimmt keine Bombenknöpfe. Sondern er sitzt mit den verzweifelten Menschen in den U-Bahn-Schächten von Kiew. Er ist da unter den Trümmern des Theaters von Mariupol, wo das Leben verlischt. Er ist zu hören im Lauten Klagen der Menschen, die in Charkiw vor den zerbombten Ruinen ihrer Wohnblöcke stehen. Gott ist bei ihnen als Quelle von Kraft und Trost.

¹ https://www.siekd.de/wp-content/uploads/2022/03/2021_SI-Studie_Endewardt_Qualitative-Studie-zur-Ermittlung-der-Gruende-fuer-den-Austritt-aus-der-evangelischen-Kirche.pdf .

Wir Christen leben aus der Überzeugung, dass der Tod nicht das letzte Wort hat. Wir wissen um das Licht der Auferstehung, selbst dann, wenn unsere Gefühle nur noch Passionsgefühle sind. Für mich wird dieses Licht der Auferstehung auch jetzt schon sichtbar. In der Tapferkeit und Unbeugsamkeit der Menschen in der Ukraine. In den Menschen, die überall auf der Welt, unter hohem persönlichen Einsatz auch in Russland, für den Frieden demonstrieren. Und vor allem in der unglaublichen Hilfsbereitschaft so vieler Menschen an so vielen Orten. Auch in unserer Kirche hier in Bayern und an anderen Orten Europas.

Ich habe das kürzlich in eindrucksvoller Weise bei meinem Besuch der Gemeinden unserer lutherischen Partnerkirche im Norden Ungarns erfahren, die an der ukrainischen Grenze die Aufnahme der Flüchtlinge organisieren.

Gemeindeglieder schmieren am Morgen 1000 Brote, damit sie gut versorgt sind. Dem Bürgermeister, der selbst Mitglied des Kirchenvorstands ist, melden sie Zimmer und in Privatwohnungen, in denen die ankommenden Flüchtlinge erstmal unterkommen können. Für diejenigen, die aus der Grenzregion im Norden nach Budapest weiterfahren wollen, warten Lotsen am Bahnhof in Budapest, um ihnen weiterzuhelfen.

Ich habe bei diesem Besuch zusammen mit OKR Michael Martin neben all der Anteilnahme an bitterem Leid zugleich ein Gefühl der Hoffnung gehabt. Ein Gefühl der Hoffnung, dass ein Europa, dessen zunehmende Spaltungstendenzen wir in den letzten Jahren immer wieder beklagt haben, womöglich in der empathischen Reaktion auf das mit dem Krieg in der Ukraine verbundene Leid wieder mehr zusammenwächst. Unsere gewachsene Partnerschaft mit Ungarn jedenfalls setzt hier Zeichen. Vielleicht kann sich hier zeigen, wie die Kirche tatsächlich dem Auftrag Jesu nachkommen kann, Salz der Erde und Licht der Welt zu sein. Deswegen bin ich sehr dankbar, wenn wir den Partnerschaftsvertrag bei dieser Synodentagung erneut verlängern werden.

Auch unsere Kirchengemeinden hier in Bayern engagieren sich schon jetzt an vielen Stellen für die Menschen, die vor dem Krieg in der Ukraine geflohen sind. Ein Pfarrer in Lauf liest im Gottesdienst die Predigt von Larissa Kostenka vor, der Kollegin in Winnyzja, einer 350.000 Einwohner zählenden Universitätsstadt in der Zentralukraine. Welch ein Zeichen: Das Wort Gottes zu uns gepredigt, direkt aus den Kriegsgebieten! Zusammen entwickeln sie den Plan und setzen ihn um, ein Café in der Nähe anzumieten, den Pächter als Koch und Projektleiter einzustellen und warmes Essen anzubieten und das Projekt im Wesentlichen mit Spendengeldern aus der Kirchengemeinde Lauf zu finanzieren.

Jetzt können einen Monat lang jeden Tag 50 Menschen versorgt werden. Täglich posten die Laufer auf einer Homepage Bilder aus dem Partnerschaftsprojekt, so dass die Gemeinde mitverfolgen kann, wie ihr Geld verwendet wird und wie es den Menschen in der ukrainischen Gemeinde geht.

Oder die Gemeinde Wiesenbronn bei Castell: sie hat in einem Haus der Evangelischen Landjugend mit hohem ehrenamtlichen Engagement Unterkünfte für 20 Flüchtlinge hergerichtet. Die gespendete Küche wird von Ehrenamtlichen eingebaut, Stockbetten über Ebay-Kleinanzeigen gekauft, die dann aber von den Verkäufern gespendet werden.

Bis zu 400 Plätze für Flüchtlinge stellt die Protestantische Alumneumsstiftung in Regensburg in einem Studierendenwohnheim zur Verfügung, das derzeit wegen eines geplanten Neubaus entmietet wird. 60 Plätze stehen im Inklusio-Hotel der Johanniter in Regensburg zur Verfügung.

Das sind nur wenige Beispiele für viele eindrucksvolle spontane Hilfsangebote. Mindestens genauso wichtig wie Unterkünfte ist die menschliche Begleitung – durch konkrete Alltagshilfe der Ankommenden vor Ort, durch Sprachkurse, durch Kinderbetreuung, durch alle Bemühungen, den Kindern Plätze in der Schule zu besorgen.

Das ehrenamtliche Engagement allerorten ist ein großes Hoffnungszeichen. Es darf nicht durch Geldmangel gebremst werden. Deswegen bitten wir nach entsprechenden Vorgesprächen mit der Synodalpräsidentin und dem Vorsitzenden des Haushaltsausschusses die Synode um ihr Einverständnis für einen Fonds von 10 Millionen Euro zur Unterstützung dieses Engagements. Wie die Finanzierung so gestaltet werden kann, dass sie nicht auf Kosten der schon jetzt im Haushalt vorgesehenen Aufgaben gehen muss, wird Ihnen von unserem Finanzchef Patrick de la Lanne näher erläutert werden.

Mir ist wichtig, klarzumachen, dass das Geld für alle schutzbedürftigen Menschen zur Verfügung gestellt werden soll. Auch wenn der unmittelbare Bedarf durch die zu erwartende sehr hohe Zahl an ukrainischen Geflüchteten entsteht, darf es keine Schutzbedürftigen erster und zweiter Klasse geben.

Es dürfen also die Kriegsflüchtlinge aus Syrien und anderen Ländern nicht gegen die aus Ukraine ausgespielt werden. Hier haben wir als Kirche und Diakonie eine besondere Aufgabe. Die Menschenwürde gilt für jeden Menschen gleichermaßen!

Der Bischof unserer lutherischen Partnerkirche in der Ukraine Pavlo Shvarts, mit dem wir regelmäßig im Kontakt sind, hat uns gesagt, dass nach seiner Einschätzung der größte Bedarf noch bevorsteht, und hat uns gebeten, v.a. auch dann noch zu helfen, wenn die Hilfswelle irgendwann abflaut. Das haben wir gehört und werden entsprechend vorsorgen. Wir brauchen also einen langen Atem bei der Hilfe und müssen vielleicht dann besonders aktiv werden, wenn der Krieg endlich zu Ende sein wird und die Rückkehr und der Wiederaufbau beginnen kann.

Der Kontakt mit Pavlo Shvarts, dem Bischof unserer lutherischen Partnerkirche in der Ukraine Pavlo Shvarts, der in aufopfernder Weise gegenwärtig von Gemeinde zu Gemeinde reist, um Hilfsgüter zu bringen, war für mich schon vor dem russischen Angriff Grund großer Nachdenklichkeit im Blick auf ein Thema grundsätzlicher Bedeutung, das weit über die gegenwärtige Situation hinausreicht: die Konsequenzen der gegenwärtigen Ereignisse für unsere Friedensethik.

2.2. Konsequenzen für die Friedensethik

In der Woche vor dem russischen Angriff hatte ich mit Pavlo Shvartz ein Videotreffen gehabt. Schon da hatten mich sein Mut, seine Furchtlosigkeit, seine Entschlossenheit beeindruckt. Sein Kirchenzentrum befindet sich in Charkiw, wo jetzt die russischen Bomben einschlagen. Mir ging in den Tagen danach nicht aus dem Kopf, was er sich mit großem Nachdruck gewünscht hat. Natürlich unsere Solidarität, unsere Gebete, die humanitäre Hilfe. Aber er hat auch darum gebeten, dass der Ukraine Waffen geliefert werden, mit denen man sich verteidigen kann. Er hat Verständnis dafür geäußert, dass Deutschland als Land, das einst einen schrecklichen Angriffskrieg gegen die Sowjetunion geführt hat, hier nicht in der ersten Reihe steht. Aber ich konnte seine Forderung so gut verstehen. Erst recht, nachdem der Angriff dann tatsächlich erfolgte.

Kann die Welt es zulassen, dass ein Autokrat, der in seiner eigenen Welt lebt, sein Volk mit allen propagandistischen Mitteln in die Irre führt und auf dieser Basis einen skrupellosen völkerrechtswidrigen Angriffskrieg führt, am Ende das bekommt, was er will? Leider ist kaum wahrscheinlich, dass ein Mann, der die Welt über Jahre hinters Licht geführt hat, sich allein durch gewaltfreien Widerstand stoppen lässt.

Es sind drängende Fragen, die wir uns in der christlichen Friedensethik jetzt stellen müssen. Sie sind nicht neu. Aber sie stellen sich nun mit einer neuen Dringlichkeit. Die Lehre vom

„gerechten Frieden“ bleibt auch jetzt richtig, Es bleibt auch richtig, dass wir uns damit von der „Lehre vom gerechten Krieg“ verabschiedet haben. Denn Krieg ist immer eine Niederlage. Und militärische Gewalt ist nie „gerecht“, sondern schrecklich. Aber es kann eben auch Situationen geben, wo der Verzicht auf sie noch schrecklicher ist. Deswegen hat die Friedensdenkschrift der EKD auch ausdrücklich die „rechtserhaltende Gewalt“ als letztes Mittel für möglich erklärt. Dass mitten in Europa ein Land ein anderes überfällt, schien bislang so undenkbar, dass es in den Diskussionen keine zentrale Rolle spielte. Jetzt müssen wir die Debatte führen. Es bleibt richtig, dass gewaltfreie Mittel immer den Vorrang haben müssen. Es bleibt auch der Respekt vor dem Zeugnis der konsequenten Gewaltfreiheit der historischen Friedenskirchen, mit dem sie immer wieder ein wichtiges Gegengewicht gegen die Verherrlichung des Krieges gebildet haben.

Seit dem russischen Einmarsch in der Ukraine stellt sich die Frage mit noch viel größerer Dringlichkeit: Ist es moralisch zu verantworten, den Menschen in der Ukraine in ihrem Widerstand gegen die Aggressoren nicht wirksam zu helfen? Und „wirksam“ heißt traurigerweise: auch mit Waffen.

Können wir um unseres Friedenszeugnisses willen gegen deutsche Waffenlieferungen protestieren, wenn die schlimmen Konsequenzen nicht wir, sondern die Menschen in der Ukraine zu tragen haben?

In der Kirchenkonferenz der EKD haben wir am Donnerstag bekräftigt, dass Frieden nicht mit Waffengewalt zu schaffen ist. „Dennoch“ – so haben wir dann hinzugefügt – „sehen wir das Dilemma verschiedener Optionen zwischen dem grundsätzlichen Wunsch nach einer gewaltfreien Konfliktlösung und dem Impuls, angesichts eines Aggressors, der auf brutale Weise geltendes Völkerrecht missachtet und Kriegsverbrechen begeht, die Ukraine mit Waffen zu unterstützen. Unbestritten ist das Selbstverteidigungsrecht der Ukraine im Blick auf die gegen sie gerichteten Aggressionen.“

In meinem Bischofsbericht vor der Tagung der Landessynode in Lindau mit dem Schwerpunktthema Frieden habe ich im Frühjahr 2019 gesagt: „Während früher v.a. die Kritik an militärischer Gewaltanwendung die gesetzte Grundlinie kirchlicher Friedensethik war, liegt heute umgekehrt auch die Frage auf dem Tisch, ob es moralisch verantwortbar ist, Menschen, die von Völkermord oder allgemein Formen brutalster Gewalt bedroht sind, nicht notfalls auch durch militärische Mittel wirksam zu schützen.“ Dass diese Frage nur drei Jahre später im Zentrum Europas so aktuell werden würde, konnte ich mir damals noch nicht vorstellen.

Mich lässt die Bitte unseres ukrainischen Bruders Pavlo Shvartz in dem Zoom-Gespräch nicht los. Er hat um Flugabwehrraketen gebeten, die Deutschland lange Zeit nicht liefern wollte. Die schwangere Frau auf der Bahre in Mariupol wäre vermutlich noch am Leben, wenn eine solche Flugabwehrrakete die tödliche Bombe auf die Geburtsklinik vorher zerstört hätte. Es ist – zu diesem Ergebnis komme ich selbst auf diesem Hintergrund – moralisch verantwortbar, Defensivwaffen in die Ukraine zu liefern.

Gewalt ist immer mit Schuld verbunden. Gewalt ist immer eine Niederlage. Aber auch die Verweigerung der Unterstützung militärischer Defensivgewalt kann mit schwerer Schuld verbunden sein. So oder so können wir nur leben in der Hoffnung auf Gottes Vergebung.

Klar ist, dass wirksame gewaltfreie Wege immer den Vorrang haben müssen. Das gilt auch für Gespräche innerhalb der Kirchen der Welt, bei denen nichts unversucht gelassen werden darf, um irgendwelche Türen zur Beendigung der Gewalt zu eröffnen. Auch die russisch-orthodoxe Kirche ist Mitglied im Weltkirchenrat. Umso bestürzender waren für mich die Aussagen ihres Oberhauptes Patriarch Kyrill, die den russischen Angriffskrieg eingeordnet haben in den christlichen Kampf gegen verdorbene westliche Werte. Die Aussagen des Patriarchen stehen

im klaren Widerspruch zu den Orientierungen der russisch-orthodoxen Soziallehre, die einen Angriffskrieg ausdrücklich verbieten.

Bei aller notwendigen Kritik an den Aussagen des Patriarchen sollten wir indessen wahrnehmen, dass die russische Orthodoxie kein homogener Block ist. Russisch-orthodoxe Gemeinden in Deutschland, Hunderte von mutigen russisch-orthodoxen Priestern in Russland und auch der Metropolit der ukrainischen orthodoxen Kirche des Moskauer Patriarchats Onufrij haben sich klar gegen den Krieg ausgesprochen. Deswegen ist es aus meiner Sicht wichtig, die Brücken zur russisch-orthodoxen Kirche nicht abubrechen, sondern im Gespräch zu bleiben, ohne irgendeinen Zweifel an der Solidarität mit den Opfern dieses Angriffskrieges zu lassen. Dass hier, insbesondere im Weltkirchenrat, mehr geschieht, als öffentlich deutlich werden kann, liegt in der Natur der Sache.

2.3. Was gibt in dunklen Zeiten Zuversicht?

Was gibt in dunklen Zeiten Zuversicht? Diese Frage hat mir vor einigen Tagen eine Zeitung gestellt. Ich habe eine fünffache Antwort gegeben.

Die erste Antwort heißt: Die Ohnmacht miteinander teilen. Es ist wichtig, dass wir die Ohnmachtsgefühle zulassen, dass wir mit anderen darüber reden, dass wir sie, wenn wir religiös dafür zugänglich sind, etwa in Klagebeten vor Gott bringen.

Die zweite Antwort heißt: Die Ohnmacht durchbrechen. Für mich ist es ein Riesenhoffnungszeichen, zu erleben, wie Menschen jetzt helfen. Ich habe die Beispiele genannt.

Die dritte Antwort heißt: Inmitten der Anteilnahme und des Erschreckens die Gedanken immer wieder auf das Schöne richten. Keinem Menschen in Not ist geholfen, wenn Helferinnen und Helfer ausbrennen, weil sie am Leid verzweifeln. Anteilnahme am Leid der anderen und Wahrnehmung des Segens im eigenen Leben sind kein Widerspruch, sondern sie bedingen einander. Für mich ist eine der stärksten Quellen dafür mein jetzt fast dreijähriger Enkel. Wenn ich mit ihm spiele, wenn er ausgelassen lacht, wenn er mir lauter Fragen stellt, dann bin ich glücklich. Und bekomme Kraft, mich dafür zu engagieren, dass ukrainische Kinder auch wieder lachen können.

Meine vierte Antwort heißt: Hoffnungsquellen erschließen. Die stärkste Quelle der Hoffnung ist für mich mein Glaube. Denn die Bibel, von deren Worten er geprägt ist, erzählt die größte Hoffnungsgeschichte, die ich kenne. Sie erzählt von einem Volk, das in der Sklaverei in Ägypten zugrunde zu gehen droht und dann von Gott durch Mose aus der Sklaverei in die Freiheit geführt wird.

Sie erzählt von der Gefangenschaft im Exil in Babylon, von Menschen, die angesichts des Verlusts der Heimat in Verzweiflung zu versinken und an ihrem Gott irre zu werden drohen – und dann die Erfahrung machen, dass Gott sein Volk aus der Fremde nach Hause führt. Sie erzählt von jenem Jesus von Nazareth, der in Galiläa umherzieht und die Menschen fasziniert, weil er eine Liebe ausstrahlt, die sie noch nie erfahren haben und in der sie Gott selbst spüren. Der Mann, in den sie so viele Hoffnungen gesetzt haben, wird verhaftet und stirbt jämmerlich als Folteropfer am Kreuz, mit einem Schrei der Verzweiflung auf den Lippen: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ Es ist der gleiche Schrei, den Menschen in den U-Bahnhöfen und Luftschutzkellern in Mariupol, Kiew und Charkiw heute still oder laut ausstoßen. Bei Jesus hatte der Tod nicht das letzte Wort. Er ist – das glauben wir Christen – auferstanden. Das Leben hat gesiegt. So hoffe ich, dass auch in dem schrecklichen

Krieg in der Ukraine der Tod nicht das letzte Wort hat, sondern das Leben. Es ist – so hat der von den Nazis als Widerstandskämpfer hingerichtete evangelische Theologe Dietrich Bonhoeffer einmal gesagt – „keine Schande zu hoffen, grenzenlos zu hoffen.“

Meine fünfte Antwort auf die Frage, was Zuversicht gibt, heißt deswegen: Die Augen öffnen für die Zeichen der Hoffnung. Es gibt diese Zeichen der Hoffnung. Zuallererst ist es der tapfere Widerstand der Ukrainer, der Putins Kalkül einer schnellen Inbesitznahme der Ukraine wider alles Erwarten zerstört hat.

Er stärkt die Hoffnung, dass am Ende nicht das Recht des Stärkeren, sondern die Stärke des Rechts steht und ein hoffentlich bald zu erreichender Waffenstillstand dem Land seine Eigenständigkeit sichert.

Zu diesen Zeichen der Hoffnung gehört aber auch der immer wieder sichtbar werdende Protest der Menschen in Russland. Hunderte von Priestern und Tausende von Wissenschaftlern sowie viele Künstler und Journalisten haben sich ihm angeschlossen. Er ist gerade deswegen auch in seinem vergleichsweise begrenzten Ausmaß so bemerkenswert und bewundernswürdig, weil die Kosten dafür angesichts des Unterdrückungsapparates der russischen Regierung so hoch sind.

Besonders eindrucksvoll war der Protest der russischen Journalistin Marina Owsjannikowa. Mitten in der Haupt-Nachrichtensendung des russischen Staatsfernsehens sprang sie plötzlich hinter der Nachrichtensprecherin ins Bild und hielt ein Schild hoch mit der Aufschrift "Stoppt den Krieg. Glaubst du Propaganda nicht. Hier werdet ihr belogen". Dann rief sie mehrmals laut: "Nein zum Krieg, Nein zum Krieg, Nein zum Krieg!", bevor die Live-Übertragung abbrach. Angesichts der totalen Irreführung der russischen Bevölkerung gehört für mich diese Aktion zu den größten Hoffnungsschimmern dieser Zeit.

Vorletzte Woche war ich in die BR-Sendung „Jetzt red i“ eingeladen. Die Menschen, denen ich dort begegnet bin, haben mich tief beeindruckt.

Menschen aus der Ukraine, die in sehr berührender Weise berichtet haben von dem Leid derer, die vom Krieg betroffen sind, aber auch von der Angst, die sie um ihre Angehörigen dort haben. Und es waren Menschen da, die von ihren Hilfsaktivitäten berichtet haben. Eine von ihnen hat mir nach der Sendung im Blick auf ihr Helfen gesagt: „Ich schlafe jeden Abend glücklich ein.“

Am Ende war auch von Engeln die Rede – das war für mich der berührendste Moment des Abends: Eine ukrainische Teilnehmerin, Natascha Schwark, die ihre Freundin an der Grenze zur Slowakei empfangen hatte, berichtete von deren Worten, als sie die Grenze überschritten hatte: „Natascha, ich bin nicht abergläubisch. Aber die Engel haben mich an die Hand genommen und weitergeführt.“ Und dann fügte sie mit gebrochener Stimme selbst hinzu: „Diese Geborgenheit und Sicherheit für einen Menschen... Wir sind alle sehr dankbar. Und das gibt die Hoffnung.“

Manchmal umgeben uns die Engel unsichtbar. Manchmal kommen sie in Menschengestalt. Schon lange habe ich nicht mehr so viele Engel unter uns gesehen wie gerade jetzt. Das gibt mir Zuversicht.

Wie können wir als Kirche in diesen Zeiten diese Zuversicht ausstrahlen? Diese Frage führt mitten hinein in unsere aktuellen Diskussionen um die Zukunft der Kirche.

3. Die Zukunft der Kirche

3.1. Wohin sollen wir gehen (Joh 6,68)?

Theologische Gedanken zur Kirche

„Wohin sollen wir gehen?“ Das ist die Frage, mit der Petrus auf eine Situation des Abbruchs reagiert. Jesus hat gepredigt. Viele seiner Jünger können da einfach nicht mehr mit. Sie murren. Sie sagen: „das ist eine harte Rede; wer kann sie hören?“ Und Johannes berichtet: „Von da an wandten sich viele seiner Jünger ab und gingen hinfort nicht mehr mit ihm. Da sagt Jesus zu den zwölf Jüngern: „Wollt ihr auch weggehen?“ Daraufhin stellt Petrus diese Frage: „Herr, wohin sollen wir gehen?“

Auch wenn die Kirchenaustritte, die uns heute so beschäftigen, nicht einfach gleichzusetzen sind mit der Abwendung von Jesus in dieser Geschichte und die Situation insgesamt heute eine ganz andere ist als die damals, ist die Frage des Petrus auch unsere Frage. Wohin sollen wir gehen?

Wohin sollen wir uns als Kirche aufmachen? Meine Antwort darauf nimmt Vieles von dem auf, was wir auf dem Wege unseres Zukunftsprozesses „Profil und Konzentration“ bereits jetzt gemeinsam erarbeitet haben. 2/3 der Mitglieder dieser Synode sind neugewählt und treffen sich jetzt zum ersten Mal zu einer regulären Synodentagung. Deswegen knüpfe ich bewusst an Gedanken an, die die ganze Zeit schon eine Rolle gespielt haben.

Leitmotiv dafür ist für mich der Auftrag Jesu an seine Jünger „Salz der Erde“ und „Licht der Welt“ zu sein. Was heißt das für den Weg, den die Kirche zu gehen hat?

Für mich ist klar, dass die Kirche sich nicht als Gegenüber der Gesellschaft definieren kann. Wie könnte sie, wenn sie das Bild vom Salz der Erde ernst nimmt?! Das Salz kann ja nicht auf einem Salzhaufen bei sich selbst bleiben, sondern muss in die Gesellschaft hineinwirken. Es muss aber auch wirklich als Salz wirken und darf nicht kraftlos werden. Deswegen kann die Kirche sich nicht einfach an die Gesellschaft anpassen. Denn Gott wirkt in der Kirche, aber eben auch in der säkularen Gesellschaft.

Wir haben das in unseren Überlegungen zu PuK immer wieder mit einem Begriff aus der Physik zum Ausdruck gebracht: dem Begriff der „Emergenz“. Emergenz heißt, dass das, was geschieht, nicht einfach nach dem Kausalprinzip aus etwas Vorhergehendem folgt, sondern dass es als etwas Neues einfach plötzlich da sein kann. Das ist, was geschieht, wenn der Heilige Geist wirkt. Der Heilige Geist bringt Neues hervor – in der Gesellschaft wie in der Kirche. Und zwar nicht nur als Ergebnis eines Planungsprozesses und seiner einzelnen Schritte oder eines gut organisierten Verwaltungsablaufs. Sondern als Ergebnis kreativer Prozesse, die gerade nicht genau vorhersehbar sind, sondern sich ereignen, wenn Räume eröffnet werden, in denen man etwas ausprobieren kann, in denen etwas gewagt werden kann, in denen experimentiert werden kann.

Einer der Perspektivwechsel von PUK ist deswegen auch, dass wir deutlich weniger zentral vorgeben, sondern dass in Projekten, in Kirchengemeinden, in Schulen, in Sozialräumen, je nach der Situation der Menschen gefragt wird, der gemeinsame Auftrag des Evangeliums in diesem Kontext beschrieben wird und darauf aufbauend die Kirche vor Ort entwickelt wird. Unsere Kirche muss so gestaltet werden, dass sie solche Räume eröffnet. Und unser Verständnis von Kirche muss dazu ermutigen, die Augen zu öffnen für das Wirken Gottes in der Welt als ganzer.

Niemand hat diese Aufgabe klarer beschrieben als Dietrich Bonhoeffer: „Die Wirklichkeit Gottes“ – so sagt er – „erschließt sich nicht anders als indem sie mich ganz in die Weltwirklichkeit hineinstellt, die Weltwirklichkeit aber finde ich immer schon getragen,

angenommen, versöhnt in der Wirklichkeit Gottes vor. Das ist das Geheimnis der Offenbarung Gottes in dem Menschen Jesus Christus" (DBW 6,40). Und wenige Abschnitte später in diesem Text sagt er: „Es gibt kein Stück Welt und sei es noch so verloren, noch so gottlos, das nicht in Jesus Christus von Gott angenommen, mit Gott versöhnt wäre" (DBW 6,52).

Eine Kirche, die aus dieser Gewissheit lebt, lebt nicht aus der Abgrenzung zur Welt, sondern begibt sich mitten hinein in die Welt und strahlt die Liebe Jesu Christi selbst aus, von der sie spricht. Ich nenne sie eine "authentische öffentliche Kirche".

Eine "authentische öffentliche Kirche" in der pluralistischen Gesellschaft bejaht die Vielfalt, aber sie tritt auf der Basis biblisch begründeten christlichen Glaubens für ein klares Profil der Kirche in dieser Vielfalt ein. Klares öffentliches Reden der Kirche ist nicht unzulässige kirchliche Bevormundung, sondern konstruktiver Beitrag der Kirche zur öffentlichen Diskussion und damit Dienst an der Welt, wie er der Kirche von ihrem Herrn aufgetragen ist. Wenn es stimmt, dass Christus die *ganze* Welt mit sich versöhnt hat, und wir deswegen das Wirken Gottes auch in der säkularen Welt aufzuspüren gerufen sind, dann gehören auch Bündnisse mit der Zivilgesellschaft zur theologischen Existenz der Kirche. Entscheidend ist allerdings, dass die Kirche dabei nicht in Ethik aufgeht. Ihr Charakteristikum ist vielmehr, dass sie authentische Frömmigkeit als Zukunftsmodell entdeckt. Öffentliche Theologie heißt nicht nur Orientierung in sozialetischen Fragen, sondern auch Orientierungshilfe für den Umgang mit Schuld und Vergebung, Tod und Sterben, dem Streben nach Glück und der Erfahrung der Kontingenz. Öffentliche Orientierung entfaltet gerade darin ihre Kraft, dass sie geistlich gegründet ist.

Eine authentische öffentliche Kirche kann für mich am besten auf den Auftrag antworten, den Jesus uns gegeben hat, Salz der Erde und Licht der Welt zu sein. Nur wenn das Salz wirklich in die Welt hineingeht, so kann es wirklich wirken und die Welt verändern.

3.2. Kirche im Jahr 2035

Für mich sind die theologischen Grundorientierungen, die wir in den letzten Jahren im PuK-Prozess erarbeitet haben, Leitplanken auf dem Weg zu einer solchen Kirche.

Es war von Anfang an einer der zentralen Gedanken von PuK, dass wir unsere Kirche nicht aus kurzfristigen Notwendigkeiten – etwa finanzieller Art – umbauen wollen, sondern inhaltlich und theologisch reflektiert. Deswegen haben wir uns in den ersten Jahren bewusst Zeit genommen, um zentrale Inhalte, die die Kirche der Zukunft prägen sollen, zu erarbeiten, breit zu diskutieren und sie uns dann als gemeinsame Grundlage zu geben.

Mit den Lindauer Beschlüssen und den dabei festgelegten Grundaufgaben haben wir eine klare inhaltliche Vorstellung der Kirche der Zukunft entwickelt und sichtbar gemacht. Aber sie muss noch deutlicher vor Augen treten. Wie stelle ich mir die ELKB im Jahr 2035 vor? Die fünf Grundaufgaben von PuK, wie sie in Lindau beschlossen wurden, zeichnen für mich den Weg vor.

„Christus verkündigen und geistliche Gemeinschaft leben“ – das ist im Jahr 2035 zum prägenden Merkmal der Kirche geworden. Grund dafür ist nicht zuletzt eine allgemeine Wiederentdeckung der geistlichen Quellen und der damit verbundenen Praxis sowie die authentische Frömmigkeit, die Menschen bei den haupt- und ehrenamtlichen Repräsentantinnen und Repräsentanten der Kirche spüren. Viele Menschen innerhalb aber auch außerhalb der Kirche haben sich davon anstecken lassen und entdeckt, dass sie auf der Suche nach dem Glück nicht in den fernen Osten schauen müssen, sondern auf dieser Suche in unseren eigenen überlieferten christlichen Quellen fündig werden können. Die in den ersten 20 Jahren des 21. Jahrhunderts in den Kirchen selbst wahrzunehmende

Katastrophenstimmung und die damit verbundene Verliebtheit in den Niedergang ist überwunden, weil die biblischen Bilder der Fülle und des Vertrauens die Seelen erreicht haben. Das hat auch zu einer neuen Bereitschaft zur Veränderung geführt. Die Zahl der Pfarrstellen hat sich in den letzten 15 Jahren wegen des allein schon demographisch bedingten Personalrückgangs zwar halbiert. Aber durch gute Teamarbeit unterschiedlicher kirchlicher Berufsgruppen und gute regionale Vernetzung bleibt die Kirche auch in der Fläche sichtbar und erreichbar. Dazu trägt auch bei, dass die unselige Gegenüberstellung von parochialem und überregionalem Dienst endlich der Vergangenheit angehört. Das persönliche Zeugnis der Christinnen und Christen ist für die Sichtbarkeit der Kirche genauso wichtig geworden wie ihre institutionelle Existenz. Wir haben das Beten im Alltag wieder gelernt. Mittags und abends beim Essen. Und am Ende des Tages mit allem Erlebten im Abendgebet. Auch im Jahr 2035 haben die Menschen ganz unterschiedliche Bedürfnisse beim Gottesdienst. Aber sie finden auch, was sie für sich brauchen, ohne dass diejenigen, die die Gottesdienste anbieten, überfordert sind. Seit langem gibt es die „Church-App“, auf der alle mit ein paar Klicks den Gottesdienst in der Region finden, der sie anspricht. Der ÖPNV ist so gut ausgebaut, dass sie da auch gut hinkommen. Und sollte das nicht der Fall sein, werden sie von einem mit Solarenergie gespeisten Elektrobus da hingebacht. Weil die Menschen das gefunden haben, was sie wirklich anspricht, erleben sie geistliche Gemeinschaft und die Gegenwart Jesu Christi in dieser Gemeinschaft.

„Lebensfragen klären und Lebensphasen seelsorgerlich begleiten“ – die zweite Grundaufgabe von PuK ist zu einem Kernmerkmal der Gemeinden geworden. Seelsorge wird in ihrer hauptamtlichen Dimension durch ein multiprofessionelles Team geleistet. Das hauptamtliche Personal ist aber dadurch entlastet, dass diese Aufgabe zugleich als Aufgabe aller verstanden wird. Menschen, die dazu bereit sind, werden entsprechend geschult. Die Gemeindeglieder sind zwar weniger geworden. Sie verstehen sich aber bewusster als Teil der Kirche. In das zunehmend ökumenisch gewordene kirchliche Leben bringen sie als evangelisches Proprium das Priestertum aller Gläubigen ein. Durch die geistliche Erneuerung der letzten 15 Jahre ist die Aufgabe, Lebensfragen zu klären und Lebensphasen seelsorgerlich zu begleiten, über die persönliche Begegnung auch ins gemeinschaftliche Leben der Gemeinde eingewandert. Eucharistie und Abendmahl haben neue Bedeutung gewonnen. Seit der ersten öffentlichen ökumenisch gemeinsamen Abendmahlsfeier am Reformationstag 2030, dem 500. Jahrestag der Confessio Augustana, hat das gottesdienstliche Leben einen neuen Aufschwung bekommen. Die Glaubwürdigkeitskrise des ersten Viertels des 21. Jahrhunderts hat zu einer Selbstbesinnung der Kirche geführt, die auch mit einer nachhaltigen Stärkung der Ökumene verbunden war. Kraftvolle Gottesdienste mit berührender Kirchenmusik und sowohl gewachsenen als auch mit neuen Liturgien und die flächendeckende Einführung eines regelmäßigen „Back-to-Church-Sunday“ haben auch kirchendistanzierten Menschen die Attraktivität des Gottesdienstes als wöchentliche Reflexions-, Orientierungs- und Krafttankzeit neu erschlossen.

„Christliche und soziale Bildung“ ermöglichen – die dritte PuK-Grundaufgabe hat sowohl im Gemeindeleben als auch außerhalb der Gemeinden zentrale Bedeutung bekommen. Die Bibelkreise haben ein ungeahntes Revival erlebt – nicht zuletzt durch ein neues Bibelmuseum in Nürnberg, das nach einigen Anlaufschwierigkeiten voll eingeschlagen hat und von vielen Schulklassen besucht worden ist. Hier zeigt sich, wie wichtig der Religionsunterricht ist, der glücklicherweise staatskirchenrechtlich gesichert werden konnte. Gerade junge Leute haben durch die Erfahrungen des zurückliegenden Zukunftsprozesses gemerkt, wie spannend das kirchliche Leben sein kann und wie sehr die alten Texte der Bibel zu genau den Fragen sprechen, die sie bewegen: Wie kann ich dankbar leben? Wie schaffe ich es, anderen zu vergeben? Wie kann ich im Hier und jetzt leben, ohne mir immer Sorgen um die Zukunft zu

machen? Wie kann ich erfüllte soziale Beziehungen entwickeln? Und wie kann ich meine Angst überwinden und aus der Zuversicht leben?

Junge wie Ältere haben gemerkt, wie stärkend die Antworten in der Bibel auf diese Fragen sind. Nachdem die Anmeldungen zum Konfirmandenunterricht jahrelang zurückgegangen sind, steigen sie deswegen jetzt wieder. Das hat auch mit den heute selbstverständlichen regionalen Vernetzungen der Konfi-Arbeit zu tun, den Gemeinschaftserfahrungen auf gemeinsamen Freizeiten, aber auch einer selbstverständlichen Verknüpfung von digitalen und physischen Gemeinschaftsformaten.

„Menschen in Not wahrnehmen und Teilhabe ermöglichen“ – die Erfüllung dieser vierten Grundaufgabe hat sich in den letzten 15 Jahren nicht wesentlich geändert. Aber die entsprechenden kirchlichen Aktivitäten sind viel sichtbarer geworden als früher. Es sind längst nicht mehr nur die spektakulären Aktionen wie die Unterstützung der Seenotrettung von Flüchtlingen in den Zwanziger Jahren, die öffentliche Aufmerksamkeit erregen und die diakonischen Aktivitäten der Kirche sichtbar machen. In einer Gesellschaft, in der immer weniger Institutionen verlässlich Solidarität mit den Schwachen praktizieren, erfährt die Kirche verstärkte Wertschätzung auch bei denen, die sich nicht selbst als religiös verstehen. Manche von ihnen interessieren sich durch das glaubwürdige diakonische Zeugnis der Kirchen auch neu für ihre Inhalte.

Diakonische Allianzen mit außerkirchlichen Akteuren sind keine Ausnahme mehr, sondern der Normalfall. Dadurch wird kirchliches Handeln auch mit weniger Mitgliedern neu sichtbar. Die öffentliche Anwaltschaft für die Schwachen auch in politischen Streitfragen ist als Konsequenz der biblischen Option für die Armen selbstverständlich. Und das öffentliche Bewusstsein ist gewachsen, dass die Kirchen unverzichtbar sind für die soziale Ökologie der Gesellschaft.

Der seit Jahrzehnten immer wieder zitierte Satz des früheren Verfassungsrichters Ernst Wolfgang Böckenförde, dass der liberale Staat von Voraussetzungen lebt, die er nicht selbst garantieren kann, ist im gesellschaftlichen Bewusstsein angekommen. Weil der Staat die Grundorientierungen nicht verordnen kann, von denen er lebt, nimmt er die entsprechenden Leistungen der Religionsgemeinschaften dankbar wahr.

Nachdem die Staatsleistungen nach langen Diskussionen in den 2020er Jahren schließlich abgelöst worden sind, finden antikirchliche Ressentiments daraus auch keine Nahrung mehr.

„Nachhaltig und gerecht wirtschaften“ – dieser fünfte PuK-Satz ist zur Leitlinie einer Haushaltspolitik geworden, die sich konsequent an den legitimen Interessen der kommenden Generationen ausrichtet. Die vor zehn Jahren eingeführte mittelfristige Finanzplanung hat es ermöglicht, klüger als bisher die notwendigen Konsolidierungsprozesse zu gestalten. Unter Einbeziehung einer realistischen Schätzung der zu erwartenden Einnahmen, unter angemessener Einbeziehung auch der stillen Reserven bei der Versorgungsplanung und in Würdigung der Notwendigkeit der Vorsorge für zukünftig weniger finanzstarke Zeiten werden rote Zahlen vermieden.

In die Rechnung wird allerdings sowohl der nachhaltige Umgang mit den Finanzen als auch unser Umgang mit der Natur einbezogen. Auf der Basis einer ehrlichen schwarzen Null, also der Einbeziehung der ökologischen Schulden, die von zukünftigen Generationen zu bezahlen sein werden, in die Finanzrechnung, haben die Kirchen konsequent in den Klimaschutz investiert und so den CO₂-Ausstoß in den letzten 15 Jahren um 90 % senken können. Die durch vielfältige Kirchenpartnerschaften geförderte Einbindung in die weltweite ökumenische Gemeinschaft hat nicht nur den innerkirchlichen Prozess hin zu Gerechtigkeit und Nachhaltigkeit entscheidend befördert, sondern auch ihr öffentliches Zeugnis der Verantwortung für die Eine Welt.

Liebe Schwestern und Brüder,

das ist meine Vision für die Kirche 2035. Wenn ich sie mir vor Augen stelle, dann habe ich richtig Lust auf die Zukunft unserer Kirche, auch wenn ich diese Lust dann nicht mehr hauptamtlich, sondern nur noch ehrenamtlich ausleben werde. Ich glaube, dass die von allen kirchenleitenden Organen gemeinsam erarbeiteten und in vielen Konsultationen in der ELKB breit diskutierten PuK-Grundaufgaben eine tragfähige Grundlage dafür sind, jetzt auf diesem Weg weiter voranzugehen. Wir wissen, wo wir hinwollen. Nun müssen wir den Weg nur wirklich gehen.

4. Sexualisierte Gewalt

Ich habe in meinem Bericht bei der letzten Synode über die Bedeutung der persönlichen Begegnung mit Menschen gesprochen, die selbst sexualisierte Gewalt im Raum von Kirche und Diakonie erfahren haben. Die Wichtigkeit solcher Begegnungen hat sich für mich in den gerade zurückliegenden Tagen noch einmal sehr bestätigt.

Die Präsidentin hat bereits von der Begegnung mit Mitgliedern des LSA berichtet, an der auch ich teilnehmen durfte. Vor zehn Tagen nun hatte ich zusammen mit Mitgliedern des Landeskirchenrats und einer Vorständin der Diakonie Bayern eine weitere Begegnung mit Menschen, die diese schlimme Erfahrung gemacht haben. In zwei je drei Stunden langen Begegnungen mit je unterschiedlichen Gruppen saßen wir zum Austausch zusammen. Die Begegnungen haben mich sehr berührt. Und ich bin sehr dankbar, dass die Menschen, die gekommen sind, die Kraft zu diesem Treffen aufgebracht haben. Die Fassungslosigkeit, die ich immer wieder von Neuem empfinde, wenn ich höre, was ihnen angetan worden ist, und die ich mit anderen teile, muss dazu führen, dass wir bei den entsprechenden Maßnahmen dagegen kontinuierlich dazulernen.

Eine Teilnehmerin hat erzählt, wie schlimm es war, dass man ihr am Anfang nicht geglaubt hat. Um ihre Gefühle auszudrücken hat sie ein Bild gemalt und es mir überreicht. Die Zeichnung dieser jungen Frau, die sexualisierte Gewalt erfahren hat, beeindruckt und berührt mich vor allem deswegen, weil sie das erfahrene Leid so direkt theologisch zum Ausdruck bringt. Sie hat einen Christus am Kreuz gezeichnet. Und bringt damit zum Ausdruck, dass Gott in ihrem Leiden an ihrer Seite steht. Diese Verknüpfung habe ich als kleine Predigt empfunden. Und sie trifft einen Kern. Es ist nicht übertrieben zu sagen, dass diese Form von Gewalt eine Form von Kreuzigung ist. Sie verletzt, ja sie zerstört Seelen. Viele Betroffene können diese Erfahrung ihr ganzes Leben lang nicht mehr hinter sich lassen. Oft dominiert sie den Alltag. Eine Betroffene, die als Heimkind über viele Jahre missbraucht worden ist, hat Angst vor jedem Krankenhausaufenthalt, weil sie die Umgebung an das Heim erinnert. Erst recht hat sie Angst vor dem Alter, weil sie es nicht aushalten würde, in einem Heim zu leben. Arbeitsmöglichkeiten sind bei manchen nachhaltig beschränkt, weil die Traumatisierung immer wieder hochkommt.

Zu den Berichten, die mich am fassungslostesten gemacht haben, gehören Erfahrungen, bei denen die Opfer plötzlich als Nestbeschmutzerinnen erschienen. Man muss sich einmal vorstellen, wie Menschen sich fühlen, die nach langem Zögern den Mut aufgebracht haben, sich anderen anzuvertrauen und die sich am Ende in ihrem Umfeld dafür rechtfertigen müssen, dass sie den Täter, der ihnen so Schlimmes angetan hat, zur Rechenschaft zu ziehen versuchen.

Im Gespräch mit den Betroffenen habe ich viel über Täterstrategien gelernt. Gerade, weil Täter im kirchlichen Bereich Respektspersonen sind, vielleicht auch beliebt sind, trauen sich Betroffene nicht, ihnen etwas entgegenzusetzen oder sie anzuzeigen.

Natürlich können rechtsstaatliche Prinzipien nicht außer Kraft gesetzt werden. Trotzdem ist es wichtig, zu sehen, welche schweren Belastungen die manchmal langen Verfahren für die Betroffenen oft bedeuten. Umso mehr verdienen sie unsere Begleitung.

Ich will aber hier auch nicht verhehlen, dass ich mich bei manchen der Berichte richtiggehend dafür geschämt habe, dass wir die Betroffenen – nicht zuletzt aufgrund rechtlicher Grenzen – nicht besser schützen konnten. Aus den Gesprächen haben sich Fragen ergeben, die uns in der Zukunft verstärkt beschäftigen müssen:

Wie können wir dafür sorgen, dass die Täterprofile, die aus den Berichten erkennbar werden und die schon jetzt in die Präventionskonzepte eingeflossen sind, wirklich ins Bewusstsein aller kirchlichen Akteurinnen und Akteure einfließen und die entsprechenden Warnlichter auslösen? Was können wir dazu tun, dass Betroffene sich besser vernetzen können, dass ihnen in ganz konkreten Alltagserfordernissen geholfen wird? Wie können wir rechtliche Regelungen so gestalten, dass wir auch ohne endgültige rechtliche Klärungen die Betroffenen wirksam schützen können?

Solcher wirksamer Schutz wird uns ja auch deswegen oft unmöglich gemacht, weil das staatliche Recht zu zahnlos ist. Wenn staatliches Recht die Verjährungsfristen so niedrig ansetzt, dass uns als Kirche nur noch das Disziplinarrecht bleibt, dann ist die Enttäuschung der Betroffenen vorprogrammiert. Denn das Disziplinarrecht kann nie leisten, was das Strafrecht versäumt hat. Wir wollen deswegen als Kirche eine konsequente staatsanwaltschaftliche Verfolgung. Nicht nur stehen wir staatlicher Verfolgung von sexualisierter Gewalt nicht entgegen, sondern wir wünschen sie uns sogar noch viel konsequenter.

Die Begegnungen wirken nach. Und sie werden fortgesetzt werden. Es muss uns einfach gelingen, unsere Maßnahmen so weiterzuentwickeln und nachzuschärfen, dass Missbrauch in Kirche und Diakonie so weit wie irgend möglich verhindert werden kann. Das Bild, das ich geschenkt bekommen habe, wird mich weiter begleiten und immer an diese Aufgabe erinnern.

Am Ende meiner Ausführungen zu diesem Thema ist aber auch noch ein besonderer Dank fällig. Barbara Pühl, die die Fachstelle für sexualisierte Gewalt in den letzten viereinhalb Jahren aufgebaut hat, wird uns verlassen und eine neue Stelle als Leiterin der Evangelischen Dienste in München übernehmen. Ich freue mich für sie, ich gratuliere den Evangelischen Diensten in München. Aber vor allem sage ich von Herzen Dank für die Arbeit, die Barbara Pühl in den letzten Jahren für uns geleistet hat. Viele Male musste sie außerhalb der eigentlichen Arbeitszeiten zur Stelle sein und schnell handeln. Sie war immer zur Stelle. Sie haben sich als Synode selbst davon überzeugen können, wie sie mit Empathie und Fachkompetenz hier berichtet hat. Sie hat wesentlich dazu beigetragen, dass wir als Landeskirche bei diesem emotional so fordernden Thema wichtige Schritte vorangekommen sind. Von Herzen Dank an Barbara Pühl!

5. Klimagesetz

Auch das letzte Thema, über das ich noch einige Worte sagen will, habe ich in meinem Bericht bei der Herbstsynode bereits angesprochen. Ich habe versucht deutlich zu machen, warum das Klimathema kein Nebenthema, sondern ein Kernthema unserer kirchlichen Arbeit der nächsten Jahre und darüber hinaus ist und warum es aus Gerechtigkeitsgründen gegenüber den nächsten Generationen auch mit dem notwendigen Geld hinterlegt sein muss.

Der Dringlichkeitsantrag aus den Reihen der Synode hat dieses Anliegen noch einmal unterstrichen. Und dafür bin ich dankbar. Aus meiner Sicht haben wir im Wesentlichen jetzt kein Erkenntnisproblem mehr, sondern vor allem ein Umsetzungsproblem. Bereits bei der

Synodaltagung in Lindau im Frühjahr 2019 wurde ja das Integrierte Klimaschutzkonzept für die ELKB beschlossen, damals leider noch ohne die Bereitstellung der hierfür notwendigen Haushaltsmittel. Dennoch ist viel Gutes geschehen: Die Lindauer Beschlüsse machten die Einstellung der Klimaschutzschutzmanager möglich. Mit Frau Ferstl und Herrn Bolz haben wir zwei sehr engagierte Umwelt-Expert*innen gefunden.

Bereits 2007 hat die ELKB ihren Beitritt zur Bayrischen Klimaallianz erklärt, der seinerzeit mit der Einrichtung eines Energie-Fonds verbunden worden ist. Dieser Energie-Fonds ist stufenweise mit insgesamt 22 Millionen Euro ausgestattet worden. Damit sind schwerpunktmäßig Pfarrhäuser, aber auch Gemeinderäume energetisch saniert worden. Insgesamt sind in den Jahren 2008 bis 2021 ca. 50 Millionen Euro aus landeskirchlichen Mitteln für die energetische Sanierung von Pfarrhäusern eingesetzt worden. Nach der ersten Klima-Synode in Bad Windsheim im Jahr 2009 hat der Klimaschutz in unserer Kirche deutlich Fahrt aufgenommen: Dem Impuls aus Bad Windsheim, ein Umweltmanagementsystem einzuführen, sind bis heute rund 200 Kirchengemeinden und kirchliche Einrichtungen gefolgt. Sie sparen dadurch jährlich im Durchschnitt rund 4.500 Euro Betriebskosten ein und emittieren entsprechend weniger Treibhausgase – im Durchschnitt ein Rückgang um 25 Prozent.

Im Rahmen des Umweltmanagements im Landeskirchenamt sind in den vergangenen Jahren bis 2019 regelmäßig die Emissionen aus der zentral erfassten Mobilität über die Klimakollekte kompensiert worden. Im Jahr 2019 waren das 188 Tonnen CO₂-Äquivalente, die aus knapp 1,6 Millionen Verkehrskilometern resultieren (544.000 km PKW, 20.000 km ÖPNV, 817.000 km Bahn Fernverkehr, 213.807 km Flug).

Nach fast eineinhalb Jahren Klimaschutzmanagement ist auch uns inzwischen sehr deutlich: Allein durch Freiwilligkeit werden wir das Ziel einer treibhausgasneutralen Kirche nicht erreichen. Und die wirklich großen Hebel, die vorwiegend im Gebäudebereich liegen, lassen sich nicht bewegen, ohne dass dafür investive Mittel zur Verfügung stehen –die übrigens in den meisten Fällen aktuell durch üppige Förderprogramme des Bundes vermehrt werden können. Der Dringlichkeitsantrag kommt also genau zur rechten Zeit!

Freilich hat der Dringlichkeitsantrag eine enge Zeitvorgabe gemacht. Unsere in den Klimamaßnahmen engagierte Abteilung D ist dieser Vorgabe zunächst gefolgt, weil wir den Antrag für richtig und bindend für unser Handeln erachten. Aber gerade die Aufgabe, überprüfbare, transparente und glaubwürdige Kontrollmechanismen für die Maßnahmen, die sich aus dem Klimaschutzgesetz ableiten werden, sowie Meilensteine für die Umsetzung zu benennen und das Ganze dazu noch mit den notwendigen Finanzmitteln nachhaltig zu hinterlegen, benötigt einerseits eine passgenaue Analyse der Bedarfe und natürlich auch die Abstimmung mit der Finanzabteilung und dem Finanzausschuss. Seit einigen Monaten laufen die Gespräche dazu. Absehbar ist, dass eine entsprechend gefüllte und hinterlegte Gesetzesvorlage mit validem Finanzierungsplan und den notwendigen Kontrollmechanismen nicht bis zu dieser Herbstsynode gelingen kann.

Es ist wichtig, dass wir mit dem Klimaschutzgesetz nicht nur das Klimaschutz-Konzept fortschreiben, sondern auch die verbindliche Umsetzung und Evaluierung in Verwaltungsabläufen verankern und durch Finanzierungsstrategien garantieren. Wir hoffen auf Ihr Verständnis für folgenden Zeitplan:

In der Landeskirchenratsitzung im April 2022 wollen wir Eckdaten zu einem Gesetz und den nötigen Unterstützungsstrukturen diskutieren. Dem werden Beratungen mit dem Finanzausschuss und dem Landessynodalausschuss folgen. Die sich daraus ergebenden Eckpunkte für ein Klimagesetz wollen wir zur Herbstsynode 2022 vorlegen. Die Rückmeldungen aus der Diskussion in den Ausschüssen müssen dann eingearbeitet werden.

Spätestens bis zur geplanten Klima-Synode im Frühjahr 2024 soll das Gesetz vorliegen. Bis dahin werden wir mögliche erste Maßnahmen beschließen und mit ihrer Umsetzung beginnen, zusätzlich werden wir transparent und zeitnah transparent über den weiteren Fortschritt berichten.

Uns ist bewusst, dass Klima- und Umweltschutz in der Bayerischen Landeskirche nur gelingen kann, wenn ehrenamtliche und hauptamtliche Arbeit ineinandergreifen. Deshalb an dieser Stelle ein großer Dank für alles geleistete ehrenamtliche Engagement bisher und die große Bitte: Lassen Sie nicht nach. Denn nur gemeinsam können wir diese große Umstellung schaffen.

6. Schluss: „Du hast Worte des ewigen Lebens“

„Herr, wohin sollen wir gehen?“ So lautete die Frage, die Petrus an Jesus gestellt hat und die ich als Frage der Kirche aufgenommen habe. Petrus gibt die Antwort selbst: „Du hast Worte des ewigen Lebens.“ Und er fährt fort: „Und wir haben geglaubt und erkannt: Du bist der Heilige Gottes“ (Joh 6,68f).

Petrus macht es uns vor: Auch und gerade in schwieriger Zeit, in Zeiten der Pandemie, in Zeiten des Krieges vor der Haustür mit allem Leid, das auch uns erreicht, in Zeiten, in denen unser Reden von der Liebe Gottes durch jeden Fall sexualisierter Gewalt in der Kirche dementiert zu werden droht, in Zeiten, in denen die Kirche alte Bahnen verlassen muss, um Ausstrahlungskraft für die Zukunft zu gewinnen, in diesen Zeiten kommt es vor allem auf eines an: dass wir wirklich auf Christus schauen und ihm vertrauen.

Wo wir das tun, lernen wir lieben, lernen wir hören, lernen wir dienen, lernen wir danken, lernen wir vertrauen, lernen wir hoffen. Eine bessere Basis für die Zukunft, liebe Schwestern und Brüder, gibt es nicht.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!